

(Nachdruck verboten.)

19) Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann.

7.

Der Weihnachtsabend brachte eine große Enttäuschung. Es war Sitte, daß die Hirtenjungen das ganze Weihnachtsfest auf dem Hofe verbrachten, wo sie im Sommer gedient hatten, und Pelles Kameraden hatten ihm von allen den Weihnachtsherrlichkeiten erzählt: Braten und süße Getränke, Weihnachtsspiele und Pfeffernüsse und Backwerk — es war ein endloses Essen und Trinken und Weihnachtsspielen vom Tage vor dem heiligen Abend, bis „Knud das Weihnachtsfest hinaustrug“. So ging es auf allen den kleinen Höfen zu, der einzige Unterschied war, daß man bei den Heiligen nicht Karten spielte, sondern statt dessen geistliche Lieder sang. Aber das Essen war darum doch ebenso gut.

Die letzten Tage vor Weihnachten mußte er um zwei, halbdrei aufstehen und den Mägden beim Rufen des Geflügels helfen und zusammen mit dem alten Dachdecker Holm den Backofen feuern. Damit war sein Verhältnis zu den Herrlichkeiten des Weihnachtsfestes erschöpft. Am heiligen Abend gab es Stockfisch und Reisbrei, und das schmeckte ganz gut, aber all das andere fehlte. Da standen ein paar Flaschen Branntwein auf dem Tische — das war das ganze. Die Knechte waren unzufrieden und schimpften, sie schütteten Reisbrei und Milch in den Schaft von Karnas Stridstrumpf, so daß sie den ganzen Abend wütend war, im übrigen hatte jeder sein Mädchen auf dem Schoß und sie lästerten über alles. Die alten Häusler und ihre Frauen, die eingeladen waren, um an der Weihnachtsmahlzeit teilzunehmen, redeten über Tod und alles Elend der Welt.

Oben war großes Fest; alle Verwandten von Frau Kongstedt waren eingeladen, und man hieß tüchtig auf den Gänsebraten ein.

Der Hof stand voll von Fuhrwerken, und der einzige, der guter Laune war, war der erste Knecht, er bekam alle Trinkgelder. Gustav war sehr schlechter Laune, denn Bodil war oben und wartete auf. Er hatte seine Handharmonika mitgebracht und spielte Liebeslieder; die Gemüter beruhigten sich dabei und das Böse schwand aus den Augen. Einer nach dem anderen gingen sie an, mitzufingen, und es war nahe daran, hier unten ganz gemütlich zu werden. Aber da kam Bescheid von oben herunter, sie sollten ein wenig still sein. Da löste sich das ganze auf, die Alten gingen nach Hause und die Jungen zerstreuten sich paarweise, so wie sie im Augenblick miteinander befreundet waren.

Rasse und Pelle gingen zu Bett.

„Warum ist eigentlich Weihnachten?“ fragte Pelle.

Rasse juckte sich bedenkllich an der Güste.

„Es soll nu mal so sein,“ antwortete er zögernd. „Ja, und denn is es das, daß sich das Jahr wendet und nu wieder bergan geht, siehst Du! — Und in dieser Nacht is ja auch das Christuskind geboren, weißt Du!“ Es währte lange, bis er das Letztere herausbrachte, aber es kam auch dafür ganz sicher heraus. — „Das eine mit dem anderen, siehst Du wohl,“ fügte er nach einer Weile, alles zusammenfassend, hinzu.

Am zweiten Weihnachtstage war ein Fest auf allgemeine Kosten bei einem unternehmungslustigen Häusler unten im Dorf; es kostete zwei und eine halbe Krone das Paar für Musf, geschnittenes Butterbrot und Branntwein mitten in der Nacht und Kaffee gegen Morgen. Gustav und Bodil sollten mit dabei sein. Es war doch immerhin ein wenig vom Weihnachtsfest, das da vorüberzog; Pelle war so davon in Anspruch genommen, als gehe es ihn selber etwas an; Rasse hatte an diesem Tage gar keine Ruhe vor seinen Fragen. Dann war Bodil Gustav also doch gut!

Am Morgen, als sie hinauskamen, lag Gustav draußen auf dem Felde neben der Tür zum Kuhstall und konnte sich nicht selbst helfen. Sein guter Anzug befand sich in einer

traurigen Verfassung. Bodil war nicht bei ihm. „Dann is sie ihm treulos geworden!“ sagte Rasse, als sie ihm hineinhalften. „Der arme Junge! Erst siebzehn Jahr und schon eine Herzenswunde. Die Frauenzimmer, die werden noch mal sein Unglück, das werden wir noch sehen!“

Zu Mittag, als die Häuslerfrauen zum Melken kamen, bestätigte sich Rasses Vermutung; Bodil hatte sich an einen Schneidergefallen aus dem Dorfe gehängt und war mitten in der Nacht zusammen mit ihm aufgebrochen. Man lachte mitleidig über Gustav und es ward in der nächsten Zeit allerlei über sein entschwindenes Glück gestichelt; über Bodil aber herrschte nur ein Urteil. Sie hatte ja ihre Freiheit, zu kommen und zu gehen mit wem sie wollte; aber so lange sie sich mit Gustavs Geld amüsierte, mußte sie sich zu ihm halten. Wer wollte wohl seine Hand über den Hütern halten, die ihr Korn daheim aßen und die Eier bei dem Nachbar legten? Doch niemand anders als der Nachbar.

Es hatte sich noch keine Gelegenheit gefunden, Rasses Bruder hinter dem Steinbruch zu besuchen, aber am zweiten Neujahrstag sollte es vor sich gehen. Zwischen Weihnachten und Neujahr taten die Knechte nichts mehr nach Hereinbruch der Dunkelheit, und es war liberall Sitte, daß sie dem Kuhhirten bei der Abendarbeit halfen. Daraus wurde nun für täglich nichts, Rasse war zu alt, um sich geltend zu machen, und Pelle war zu klein; sie mußten sich freuen, daß sie nicht auch noch für die Knechte zu füttern brauchten, die auf Besuch ausgingen.

Heute aber sollte Ernst daraus werden. Gustav und der lange Ole hatten die Abendarbeit übernommen. Pelle freute sich schon vom frühen Morgen an — er war jeden Tag um vier Uhr auf. Aber wie Rasse zu sagen pflegte, wer mit nüchternem Magen singt, muß noch vor Abend weinen.

Nach Tische standen Gustav und Ole unten auf dem Hofe und schliffen die Gädselfmesser. Der Trog war led, und Pelle sollte Wasser aus einem alten Kessel auf den Stein gießen. Er war so vergnügt, daß es ihm jeder ansehen mußte.

„Warum bist Du so vergnügt?“ fragte Gustav. „Deine Augen schimmern ja wie Kalandred bei Mondschein.“

Pelle erzählte es.

„Ja, ich bin bange, daß Ihr gar nich wegkommt!“ sagte Ole und blinzelte Gustav zu. „Wir kriegen den Häderling nich so früh geschritten, daß wir das Vieh besorgen können. — Verteufelt, wie schwer auch der Schleiffstein zu drehen is, wenn der Selbstdreher bloß nich kaputtgegangen wär!“

„Der Selbstdreher? Was is das?“ fragte er.

Gustav sprang um den Schleiffstein herum und schlug sich vor lauter Pläfer auf die Lende.

„Herr Gott, Herr Gott! Wie dumm Du doch bist, Du Groschl! Kennst nich mal 'n Selbstdreher! Das is 'ne Einrichtung, die man bloß auf den Schleiffstein loszulassen braucht, dann dreht sich das Ganze von selbst. — Driiben auf Kaafegard haben sie übrigens einen,“ wandte er sich an Ole, „wenn das bloß nich so weit wär.“

„Is er schwer?“ fragte Pelle mit leiser Stimme. Alles hing von der Antwort ab. „Kann ich ihn tragen?“ Seine Stimme bebte.

„Na, so gewaltig schwer is er grad nich — Du kannst ihn woll tragen! Aber es is ganz was Feines!“

„Ich kann gern hinlaufen und ihn holen — ich will ihn auch ganz vorsichtig tragen.“ Pelle sah sie mit einem Gesicht an, das Vertrauen einslößen mußte.

„Na ja, meinnetwegen! Aber dann nimm einen Sack mit, wo Du ihn in haben kannst — und verteufelt vorsichtig mußt Du sein, hörst Du? Es is ganz was Feines.“

Pelle holte sich einen Sack und lief über die Felder dahin. Er war entzückt wie ein junges Zicklein. Er zwackte sich selbst, zupfte an allem, was ihm in den Weg kam und sprang dann plötzlich zur Seite, um die Krähen aufzuscheuchen — das Glück stand ihm aus dem Halse heraus. Nun rettete er doch den Abend für sich und Vater Rasse! Gustav und Ole waren gute Menschen! — Er wollte ganz schnell wieder da sein, daß sie den Schleiffstein nicht länger zu drehen brauchten. — „Halloh, bist Du schon wieder da?“ würden sie zu ihm sagen und große Augen machen, „Du hast doch den teuren

„Mechanismus nicht unterwegs kaputt gemacht?“ Und dann nahmen sie ihn vorsichtig aus dem Sack und er war ganz heil. „Dieser Junge, das war doch ein Wunder Gottes! Ein wahrer Prinz!“

Drüben auf Raafegaard wollten sie ihn durchaus zum Weihnachtschmaus hereinröten, während sie die Einrichtung in den Sack steckten; aber Pelle sagte nein und blieb auch standfest — er hatte keine Zeit. Dann bekam er einen kalten Abfelfuchen draußen auf der Treppe, damit er ihnen nicht das Fest aus dem Hause tragen sollte. Sie sahen alle so freundlich aus den Augen und kamen alle zusammen herzu, als er den Sack auf den Nacken lud und damit nach Haus schleppte. Auch sie empfahlen ihm große Vorsicht und taten sehr besorgt — als ob er wohl gar nicht wisse, was er unter den Händen hatte.

Es war eine gute Viertelmeile zwischen den Höfen, aber es währte anderthalb Stunden, bis Pelle nach Hause kam und da war er zum Umfallen. Er wagte nicht, den Sack niederzusehen, um auszuruhen, sondern schlingerte vorwärts, Schritt für Schritt; nur einmal ruhte er aus, indem er sich an eine steinerne Umzäunung lehnte. Als er endlich auf den Hof schwankte, kamen alle Leute herbei, um des Nachbarn neuen Selbstdreher zu sehen; und Pelle war sich seine Bedeutung wohl bewußt, als Ole ihm vorsichtig den Sack von der Schulter hob. Er fiel einen Augenblick gegen die Mauer, ehe er sein Gleichgewicht wieder gewann — es war so merkwürdig niederzutreten, jetzt, wo er von seiner Last befreit war — die Erde schob ihn förmlich von sich. Aber sein Gesicht strahlte.

Gustav öffnete den Sack, der sorgfältig geschlossen war und schüttete seinen Inhalt auf das Steinpflaster aus — es waren Mauerbrocken, ein paar alte Pflugschare und dergleichen. Pelle starrte verwirrt und ängstlich all das Gerümpel an, er sah so aus, als sei er von einem anderen Erdball eben auf die Erde herabgeplumpft.

Aber als das Gelächter von allen Seiten losbrach, begriff er den Zusammenhang; er rollte sich zusammen wie ein Klumpen und verbergte sein Gesicht. Er wollte nicht weinen, um keinen Preis — das Vergnügen sollten sie doch nicht haben. In seinem Innern schluchzte es, aber er kniff den Mund zusammen. Es durchzuckte sein Blut, krank vor Wut. Die Teufel — die vermaledeiten Satans — diel — plötzlich stieß er Gustav mit dem Fuß gegen das Bein.

(Fortsetzung folgt.)

Im Winter auf den Gotthardpaß.

Er fuhr schon lange in einem Tempo, daß einige Neulinge seine Eigenschaft als Schnellzug in Zweifel zu ziehen begannen und im Zusammenziehen ihrer Brauen die Absicht erkennbar machten, eine Protestnote an die Direktion der Gotthardbahn zu richten. Dabei war doch an den vielen Rufen, die sich an die breiten Scheiben des Waggons preßten, deutlich genug zu merken, daß die Sensation der Route begann: die tollen Abstürze, neben denen die Schienen ledentlang liefen, wie ein Knabe auf dem Bräutigamgeländer, die genialen Kehrtunnel, in denen man einen heimlichen Spott gegen diese so trübselig, unantastbar starrenden, steinernen Riesen fühlt, mit denen schließlich das kleine winzige Geschöpf, das als Bergsteiger der Müde auf dem Elefanten gleicht, doch möchte, was er nur wollte. Dazu drängten sich nun die hochgeschobenen Erdkrustschalen zu beiden Seiten engend zusammen, große Schneelasten und dicht geschlossen wie Orgelpfeifen hängende Eiszapfen erschienen als eine schmerzhaft umgehogene Masse der Zone des ewigen Eises, der Gletscher mit dem ganzen Tralala derer von 2500 und höher. Man glaubte aber etwas von der Langenweile und der Gleichgültigkeit zu spüren, die ein solches Anstarren nun schon seit Jahrhunderten in diesen Felsen-schönheiten hervorrufen muß. War es nun der nivellierende, alles mit monotonem Hellgrau überziehende Schnee, oder eine gewisse Enttäuschung einer viel leichter und großartiger bauenden Phantasie — jedenfalls hieß man der Scheibe fern und dachte viel lieber an die Hände und Hirne, die hier der Gattung „Mensch“ Ehrendenkmale gesetzt hatten, in deren Anblick wohl der langgeschwänzten Vetternschaft von Vorneo und Sumatra die Hoffnung sinken mußte, je diesen Stammbaumzweig zu erreichen.

Je näher aber nun der große Moment, der Haupttunnel mit Götischen rückte, desto merkwürdiger wurde eine unbestimmte Unruhe, bis ein Gegenüber, das sich durch unmenschlich breit gezogene „Och jäh“ als Mittelgang zwischen Veesteeal und Sauerlohl, als Holländer, vorgestellt hatte, es aussprach, was mich quälte: „Man sollte wohl nicht so unten hindurchtrutschen, och jäh, oder meinen Sie nicht?“, welches Täuende ich auch begierig ergriff: „Schaffner, aber den Gotthardpaß kann man doch gehen?“

Eben im Begriff, seine Amtsnase in die kleine Toilette zu stecken, um festzustellen, ob vielleicht ein kleiner pflüßiger Italiener auf diese Weise seine Heimreise zu Volenta und Käse auszuführen gedachte,

ermwiderte dieser nur kurz und erstaunt: „Jetzt im Winter? Das können Sie nicht, das dürfen Sie nicht.“ Und verschwand nun gänzlich in jener Zelle zur Fortführung der eingeleiteten Unter-suchung gegen „Unbekannt“.

Zwanzig Rufen aber, noch etwas blaß und platt von der Kälte und dem Gegendrud der Scheiben, gaben diese frei und recht schöne Felsenpartien mühen unbeachtet bleiben, weil der ganze Waggon ein unnütziges Gerede anhub, vielsprachig, da sich auch der italienische Teil schnell überlegen ließ, um was es sich handelte und wenigstens durch erschreckliche Mienen und teuflische Gesten auf uns einzuwirken suchte.

Nachdem die allgemeinen Adjektiva „Verrückt, wahnsinnig, leicht-sinnig“ abgenutzt waren, ging man zur Aufzählung der in den letzten fünfzig Jahren aus dem Himalaja, den Cordilleren, Anden und sämtlichen Alpen bekannten und sämtlich nach dem Gotthardpaß verlegten Unglücksfälle über, bis endlich das Nachden der Begeisterung über eine neue Aussicht eines neutral Gebliebenen sämtliche Rufen wieder aus unsere Angelegenheit heraus und an die Scheiben zurückbrachte. Nur einem, der wohl eben aus Bern das Patent als Eidgenosse brachte, entschlüpfte noch das Geständnis der einseitigen Zugehörigkeit zum deutschen Spiekerturn mit dessen höchster und letzter Weisheit: „Die Regierung sollte etwas dagegen tun“, worauf auch er den Kontakt mit der Scheibe und der herrlichen Natur wiederherstellte.

Wir beide, durch solche Siedehitze schnell zusammengelötet, disponierten inzwischen, liegen den Zug allein und trocken einem uns wie beseßten umjagenden Schneesturme entgegen. Wir hatten uns nicht vorgestellt, trocken wechselnd, einer hinter dem andern, die Steilen hoch und atmeten tief und froh unter der kräftigen Um-armung einer derberen Natur. Einmal blieben wir unter dem Gefäß des starken Kontrastes stehen und sahen noch einmal nach unserem Zug, dessen Rauchfahne nur noch eben aus dem Tunnelsoß herausflatterte. Mit den wenigen hundert Schritten war man so einfach von der Menschheit abgeschnitten, so jäh in eine andere Szenerie versetzt, als es nur auf der Bühne möglich schien. Eben noch Wärme, Kultur, Zeitung, der Atem der menschlichen Gesellschaft in Lächeln, Spötteln, Reid, nun nichts als zwei kleine Geschöpfe, verstümmelt unter einer übermächtigen großen Umgebung, die nur schweigend und handelte. Aber der Sturm ließ uns nicht lange Zeit zum Dröten, lagenartig sprang er uns an. Wir sahen vor uns die Bergwände, von denen seine kalten Hände den Schnee herabwischten — uns in die Augen.

Aus eisberfangenen Kammern sprang die Keuf, wie eine Zerr-sinnige den Zwangsverziehungsversuchen des Eises sich entziehend, stürzte sich von hohen Felsen herab, tauchte auf hundert Meter weit, daß man sie gezwungen, gepackt glaubte, und dann schnellte sie doch wieder mit tollem Satz heraus, stets von neuem umlauert von Eis-fetten, die sie immer wieder abwarf.

Groß und ungeschlacht stellten sich Felsen und Geröll der Schnellen entgegen, mit ihren Schneepidelschauben und tolpatschiger Dienstbereitschaft drollige Karikaturen aus der lieben Heimat bildend. Da standen zu beiden Seiten hämisch, hochnäßig und doch besorgt die Granitmassen, deren uralte Geschichte und Steifbeinigkeit nicht hindern konnte, daß die Schäumende sie umwarf, zernagte, zermalnte — zu erbärmlichen Sand und Schutt, den erst tüchtige Käufte zu nützlicheren Zwecken umformen würden — aus feudalen Nichtstuern und Schwadronneuren zu Kulturhelfern. Sie glaubten die Bewegung durch Starrheit zu hemmen und verstärkten nur deren Stoßkraft, beschleunigten nur ihren eigenen Untergang.

Ängstlich hob sich über dem Getöbe da unten die schmale alte Steinbrücke hinüber.

Da kommt aus dem Schnee der Klang eines Glöckchens, ein Pferd Kopf, hinter einander lautlos vier schmale beladene Schlitten, Schritt für Schritt die Steile hinauf in schwerem Schnee. Stumm sitzen die Führer, achten kaum auf den Gruß. Stumpfsinn und Gedankenlosigkeit müdest du ihnen wohl unterlegen, da sie scheinbar einzig darauf achten, daß ihr Pferd heil und gesund in den Stall kommt. Du irrst wahrscheinlich. Der Einsame wird zum geliebten Beobachter. Mit diesem flüchtigen Viertelblick wissen sie alles von dir, von deiner Herkunft, deinen Verhältnissen, deinen Absichten, soweit diese sie angehen könnten und träumen fort von den ihren. Die Decke des Schweigens umhüllt auch sie. Aber setze ihnen einen „König“ mit pflüßig zusammengebohenen uralten „Anrechten“ und hunderttausend durch Aussicht auf schranken-lose Bestialität verführte Soldaten vor ihre Pässe, der sie ebenfalls zu „Untertanen“ erheben will, und fleh zu, wie diese „Stumpfsinnigen“ zu feuersprühenden Titanen werden, sich mit Felsen auf die königlichen „Anrechte“ stürzen, und sieh zu, wie die heutigetierigen gekrönten Fische ihre „Ansprüche“ hurtig fallen lassen und nur eilen, um aus solch fatalen Pässen zu kommen. „Fürsten- und Adelsmörder“ nannten die edlen Volks-mörder diese Widerspenstigen, die, die Ehrung durch den also um-gehungenen Orden kaum spürend, wieder in ihre Stumpfheit und zum Zeitvertreib auch in kleinliche Kantonskläffereien zurückfallen.

Wir treten in die Lavinengalerie ein, in das Urner Loch, immer den Lärm des Kampfes im tiefen Flußbett im Ohr, dem die Straße folgte. Endlich eine Öffnung zur Hochebene. Das war das eine natürliche Tor der Gotthardbefestigung, überall in den Felsen-kronen Lulen von Rasematten, Pulbergänge, Schildwachen, Raiernen, als einziger Durchgang zwischen fürchtbarer Schlucht und starrer Felswand der hohe schmale Felspaß, der sich eng an die Wände hält, um dann vorsichtig auf hohen Futtermauern zu der festen Ebene

hinüberzusteigen. Ein einziger elektrischer Funke würde die Hoffnungen künftiger europäischer Kampfbahnen, durch diese Pforte auseinanderzutommen, vernichten können.

Danach ein breiter, blaugrauer Gebirgsbach, kalt, hastig, in scharfer Bodenreibung sich schiebend, breite Schneefelder hinauf, hinab, endlich schneebedeckte Dächer, verräucherte, hohe Holzhäuser mit all dem Schmutz des Bauernhauses, Dung- und Reijghausen, Geräten und Wagen. Dazwischen standen reserviert, mit Distanz markierenden Säunen „feine“, saubere, hohe Steinlästen, in gar zu mühsam und steif nachgezirkelten Gebärden den ungezwungenen Stil des Dorfhauses kopierend, zumeist aber den herzlosen kalten Ausdruck des Geschäftshauses kaum verbergend.

Das war nicht erfreulicher bäuerlicher Wohlstand, das war das internationale Kapital, das mit seinem Rieseprofitpargel, die einst beschneidenden Heimpflanzen überwucherte und ersticke oder häßlich veränderte.

Jetzt lagen sie tot und still und wirkten noch unerquicklicher. Die Raden waren geschloffen, der Schnee hatte sich im Portal und Garten breitgemacht, kletterte bis zum ersten Stock an, suchte das scheußliche Blechreliefschild „Grand Hôtel et Pension internationale“ zu verschütten, der Wind ratterte daran, als müßte es weg; es klang mir jämmerlich von allen Seiten. Keine Zinsen, keine Zinsen“ — — —

Hopp — sprang etwas über die Straße aus dem Wald herab — hopp — noch einer, Jungens auf Schneeschuhen — husch, stob hinter uns etwas hervor, vorbei, ein Soldat auf Schneeschuhen, dem etwas mühsamer ein paketbeschwerter Postbote folgte. Schneeschuhe standen vor den Türen, „Schneeschuhe zu verkaufen, auch zu verleihen“, rief es von den mühsam schneefrei gehaltenen Räden, die wir nun abließen, da Myrheer eine Schneedrille für unerlässlich hielt. — (Schluß folgt.)

Die Fälschung von Kunstwerken.

Der soeben beendete Bilderfälschungsprozeß zu Münster hat die Aufmerksamkeit wieder einmal auf jene mit allen Schlichen betriebene Fälscherindustrie gelenkt, die trotz aller Wachsamkeit der Kunstkenner zurzeit vielleicht üppiger in Blüte steht als je zuvor. Der gesteigerte Wohlstand hat bei allen Nationen eine wahre Sammelmutter hervorgezogen, und wer die Mittel dazu hat, betrachtet es als seinen höchsten Stolz, wenn er seinem luxuriösen Heim eine Galerie alter Meister angliedern kann. Allerdings gehört heutzutage ein immenser Reichtum dazu, um eine ansehnliche Kollektion von Rembrandts, Corots, van Dycks, Bödlins und Menzels zusammenzubringen, und die weniger potenten Antiquitätenliebhaber müssen sich mit dem Besitz einiger weniger Bilder oder mit dem Sammeln von weniger kostspieligen Altertümern befassen. Sind doch die Preise für die ganz großen alten Meister des Pinsels derart ins Maßlose gestiegen, daß man sich für das Geld, das heute ein Rubens oder ein Holbein verschlingt, sehr wohl einen ganzen eigenen Lugszug bauen lassen kann. Deshalb sind Fälschungen der ganz wertvollen Kunstwerke heute schon recht selten geworden; wer eine halbe Million oder mehr für ein Bild ausgibt, legt auch noch ein paar Tausend Mark zu, um es von den berufenen Sachverständigen auf seine Echtheit prüfen zu lassen. Immerhin wird von Kennern behauptet, daß sich in den Palästen der amerikanischen Multimillionäre, die bekanntlich die Sammlung von Kunstwerken vielfach nur sportmäßig betreiben und zum Teil zur bildenden Kunst nicht die geringsten inneren Beziehungen haben, neben den herrlichsten Schätzen auch sehr viel wertloser Schund und Kitsch vorfinde, der diesen Nabobs von ebenso gerissenen wie gewissenlosen Händlern angebreitet worden ist.

Der Kunstkenner lächelt bisweilen über die „wertvollen Funde“, von denen Meldungen in die Zeitungen lanziert werden. Er weiß, daß neue Lionardos, daß Giorgiones kaum mehr zu entdecken sind, und daß es sich bei solchen „Funden“ im günstigsten Falle um Werke aus der Schule der betreffenden Meister handelt. Oft genug ist die Nachricht von dem in irgendeiner entlegenen italienischen Stadt gemachten Funde nichts als das Signal dafür, daß irgendein Kunstfälscher wieder einmal einen großen Fischzug vorbereitet. Da heißt es, ein herrliches Relief von Luca della Robbia sei, unter Gerümpel vergraben, auf dem Boden eines apulischen Hauses gefunden worden, und aus den näheren Umständen gehe hervor, daß an der Echtheit des Wertes, das alle Schönheit der Kunstfertigkeit des Meisters zeige, kein Zweifel herrschen könne. Diese Notiz findet allmählich ihren Weg in die ganze europäische und amerikanische Presse, und die Antiquitätenhändler, die von den amerikanischen Sammlern überall unterhalten werden, lenken die Aufmerksamkeit ihrer Auftraggeber auf das seltene Werk. Ins Geheime machen diese Agenten Ort und Stelle ausfindig, an der sich das Meisterwerk befindet; sie treffen es dort häufig auch noch genau in dem Zustande an, in dem es angeblich gefunden wurde. Aber der italienische Bauer läßt sich auf Unterhandlungen mit dem Fremden nicht ein; steckt er doch insofern mit dem Kunsthändler, der den ganzen Schwindel inszeniert hat, unter einer Decke, als ihm dieser Händler das Zehnfache von dem versprochen hat, was ihm der fremde Agent für das Werk bietet. Der Besitzer erklärt weisungsgemäß, das Kunstwerk gehöre bereits dem und dem Händler; mit jenem möge sich der Kauflustige in Verbindung setzen. Mag nun das Werk noch an Ort und Stelle

sein, mag es sich schon im Magazin des neapolitanischen Händlers befinden, immer ist der fremde Käufer angeführt. Denn die Fälschung, die von geschickten Kunsthandwerkern in Neapel angefertigt und „altgemacht“ ist, wird durch eine Reihe von „Sachverständigen“, die natürlich mit dem Händler im Bunde stehen, als unzweifelhaft echt und als eines der vollendetsten Werke Luca della Robbias anerkannt, und der Käufer, der glücklich über seinen löstlichen Fund ist, hält sich für außerordentlich tüchtig, wenn er das „Meisterwerk“ für den Spottpreis von 80 000 Lire erhält. Er zweifelt um so weniger an seiner Echtheit, als der Verkäufer mit ihm zusammen die schwierigsten Sachen ausdenkt, um den alten Meister unbemerkt aus dem Lande herauszubringen. Denn die Ausfuhr alter Kunstwerke aus Italien ist bekanntlich strengstens verboten. Der Händler veranlaßt den Käufer, sich als Auswanderer oder dergleichen anzugeben; das kostbare Relief, das keine 100 Lire wert ist, wird mit allen Schikanen in eine alte Matratze eingekleidet und auf diese Weise als Reisegepäck hinausgeschmuggelt.

Der hier geschilderte Fall ist ein Schulbeispiel dafür, wie der Kunstschwindel betrieben wird. Natürlich gehen die Drahtzieher jedesmal anders zu Werke, und wer nicht ganz genau mit den Verhältnissen des Kunstmarktes, mit den Persönlichkeiten und allen näheren Umständen genau vertraut ist, kann es erleben, daß ihm die größten italienischen Sachverständigen, die Direktoren der großen Museen und Galerien, in Gestalt anrühiger Ehrenmänner vorgestellt werden, die sich den Namen jener Persönlichkeiten beilegen, in Wirklichkeit aber höchstens vertrackte ehemalige Kunstschüler sind, die zwar ernsthaftige Kunstkenntnisse aufweisen, aber im Solde betrügerischer Händler stehen. Was für Gemälde und Skulpturen gilt, das gilt in noch größerem Maße von alten kunstgewerblichen Gegenständen der mannigfaltigen Art. Da werden Hausgerätschaften aus dem deutschen Mittelalter, alte Bettmöbel, Stühle und Truhen, da werden Zinnkrüge, Lampen und Lichtpußscheren gefälscht, mit allen Kniffen moderner Fälschekunst alt und wurmfächtig gemacht und als Antiquitäten zu hohen Preisen an den Markt gebracht. Man glaube nur nicht, daß es so sehr schwer sei, den Eindruck der Wurmstichigkeit hervorzuwerfen. Ebenso gut wie geschickte Bilderfälscher den Stil eines alten Meisters täuschend imitieren, ebenso gibt es auch Leute, die mit größter Geschicklichkeit alte fränkische Truhen und Sessel aus der Zeit Karls des Kühnen „fabrizieren“. Sie wären allerdings Stümper in ihrem Fach, wenn sie sich darauf beschränken würden, Möbel aus neuem Material durch Vergraben in feuchtes Erdreich, durch Anbohren oder durch Schießen mit Bogeldunst wurmfächtig zu machen. Sie verarbeiten gleich wurmfächtiges Holz, das sie auf den Lagerplätzen der Altmaterialienhändler und bei Abbrüchen baufälliger Baraden so gut wie umsonst bekommen. Selbst vor der Fälschung altgriechischer und assyrischer Antiquitäten scheuen sie nicht zurück; es gibt etruskische Vasen und griechische Amphoren, deren Malerei ebenso wie die Form aus dem zwanzigsten Jahrhundert stammt. Zur Herstellung derartiger Altertümer gehören allerdings recht geschickte Arbeiter, die man sich meist in entlegenen Gegenden Europas anlernt. Rußland und die Balkanstaaten sind wegen ihrer verhältnismäßig noch großen Weltentrietheit dafür besonders beliebt. Der Fälscher wird dort in seinem Dorfe wohl kaum je von einem Sachverständigen überrascht, wie es überhaupt nur wenige wirkliche Sachverständige auf diesem Gebiete gibt. Berühmt ist ja der Riesenschwindel, der im Jahre 1896 mit der vielgenannten Tiara des Saitaphernes getrieben wurde. Diese Tiara aus Goldblech mit herrlichem Reliefschmud bildlicher Art wurde als Helm des Sthentönigs Saitaphernes ausgegeben, der ein paar hundert Jahre vor Christi Geburt gelebt hat; das Louvremuseum zu Paris erwarb das Prachtstück für 200 000 Fr. und glaubte einen herrlichen Schatz seinen Sammlungen einverleibt zu haben. Die französischen Sachverständigen und offiziellen Größen erklärten das von unabhängigen deutschen Gelehrten sofort als gefälscht nachgewiesene Kunstwerk für absolut echt — genau wie die deutschen Sachverständigen des Herrn Bode die Flora für lionardisch ausgeben. Nach etwa sieben Jahren kam aber der Schwindel ans Tageslicht; die Tiara war von einem sehr geschickten Graveur namens Ruchomowski in Odessa auf Bestellung angefertigt worden, und zwar nach Vorlagen aus kunsthistorischen Werken und alten Schmuckstücken. Die dunklen Auftraggeber hatten sich allerdings gehütet, dem Manne zu sagen, was mit der Arbeit geschehen solle, und Ruchomowski hatte das wirklich wundervoll durchgearbeitete Stück in gutem Glauben angefertigt. Es bildet jetzt die Zierde in der nicht geringen Sammlung von Fälschungen, die das Louvremuseum aufweist, und die ein Beweis dafür ist, daß selbst die hervorragendsten Kunstkenner von geschickten Fälschern nicht selten hinters Licht geführt werden. Es ist daher zu hoffen, daß auch die Berliner Flora eines Tages neben manchen anderen Schätzen des Kaiser-Friedrich-Museums als leuchtendes Beispiel einem Kabinett angehören wird, das Zeugnis ablegt von der Selbsttäuschung und Hartnäckigkeit gewisser Direktoren.

Die ältesten Rasiermesser.

Das Rasieren ist in unserer Heimat noch eine verhältnismäßig junge Kunst. Die alten Germanen setzten bekanntlich ihren Stolz darin, Haar und Bart lang zu tragen; nur der Freie konnte sich eines solchen Schmuckes rühmen, dem Sklaven wurde das Kopf

Haar mittels einer Schere kurz geschnitten. Auch unser deutsches Wort „Bader“ weist darauf hin, daß dieser sich bis ins Mittelalter hinein nicht mit dem Abnehmen des Bartes u. s. w. befahigte, sondern nur gleich unseren heutigen Bademeistern die Waden in den öffentlichen Baderhäusern bediente. Erst an der Schwelle der Neuzeit drang die Sitte des Rasierens, bei den höheren Ständen beginnend, von Westen her bei uns ein — wie auch das aus dem Französischen entnommene Fremdwort beweist — allerdings, ohne bis auf den heutigen Tag überall durchgedrungen zu sein; in entlegenen Gebieten unserer Heimat sind vielfach noch Dörfer ohne Barbier, und die Wälder wuchern dort in einer Fülle, wie wir sie heute nur noch in Rußland in so ausgedehntem Maße beobachten können.

Und doch ist die Sitte des Rasierens und damit der Gebrauch des Rasiermessers uralt. Wenn auch von britischen und gallischen Volksstämmen erst römische Schriftsteller dessen Erwähnung getan haben, so kennen wir aus süd- und mitteleuropäischen Gräbern vom Anfang des ersten vorchristlichen Jahrtausends bereits Messer, die von der Wissenschaft nach Vergleichen mit ähnlichen, sicher überlieferten orientalischen Instrumenten als Rasiermesser gedeutet werden. Zur Zeit Homers, also ungefähr 1200 v. Chr., begannen die griechischen Achäer, die bislang gleich den übrigen indogermanischen Völkern langes Haar und langen Bart zu tragen gewohnt waren, sich die Oberlippe zu rasieren. In Ägypten und anderen orientalischen Ländern rasierte man sich schon im 2. und 3. Jahrtausend v. Chr. nicht allein den Bart, sondern, wie die bildlichen Darstellungen erkennen lassen, auch das Haupthaar. Ueberhaupt scheint die Sitte des Rasierens aus dem Osten durch kleinasiatischen oder ägyptischen Einfluß nach Europa gelangt zu sein; jedenfalls ist sie wohl am ehesten in tropischen oder subtropischen Ländern als hygienische Maßregel angekommen, als sicherstes und radikalstes Mittel gegen das Ungeziefer. In diesem Sinne wird sie von vielen Völkerstämmen nicht allein in bezug auf Kopf- und Bart, sondern auch auf die übrigen Körperhaare geübt.

Natürlich dürfen wir uns unter dem Rasiermesser der früheren Zeiten keines der blühenden, haarreichen Instrumente vorstellen, wie wir sie zu benutzen gewohnt sind; wir würden wohl schon beim Anblick eines prähistorischen Rasiermessers von einem gelübten Schauer ergriffen werden. Die Sprachen weisen in der ursprünglichen Bedeutung der Wörter für Bartabnehmen übereinstimmend darauf hin, daß diese Prozedur vor Zeiten keineswegs zu den angenehmsten zählte. In den indischen und persischen Sprachen wird „rasieren“ und „mit der Art abhauen“ durch ein und dasselbe Wort bezeichnet. Unser „Rasieren“ — gleichbedeutend übrigens mit „radieren“ — ist auf dem Umweg über Frankreich dem lateinischen Sprachschatz entnommen und hat als Grundbedeutung „schaben, feilen, kratzen“.

Eine solche damals sicher mit gutem Grund angenommene Bezeichnung darf uns nicht wundernehmen, wenn wir bedenken, daß in der Zeit, als die Sitte des Rasierens aufkam, der Mensch noch nicht das Eisen kannte, wahrscheinlich sogar nicht einmal die Bronze, sondern seine Werkzeuge aus dem weichen Kupfer oder noch aus Stein herstellte. Auch das Rasiermesser. Denn bei primitiven Völkern wird heute noch der Feuerstein dazu verwandt, und im alten Indien werden als Surrogate des Metallmessers Glas-, Bergkristall- und Rubin splitter genannt. Noch in historischer Zeit, als der Gebrauch des Eisens unter den Kulturvölkern bereits allgemein geworden war, mußten sich die römischen Opferpriester in pietätvoller Erinnerung an die Zeiten der Vorbäter mit uraltertümlichen Bronzemeßern rasieren.

Auch die Form der prähistorischen Rasiermesser dürfte jedermann überraschen. Die meisten unserer Museen — darunter das Berliner Museum für Völkerkunde in seiner prähistorischen Abteilung — besitzen eine ganze Anzahl davon. Denn man gab in früheren Zeiten dem Toten immer sein Eigentum an beweglicher Habe mit, um ihm dadurch den Aufenthalt im Jenseits so angenehm als möglich zu machen und so sich selbst vor seiner Wiedergeburt zu sichern. Häufig finden sich in den Gräbern der vorgeschichtlichen Zeit Rasiermesser als Totenbeigaben männlicher Leichen. In der älteren Bronzezeit, also ungefähr 2000 bis 1000 v. Chr. haben diese Rasiermesser eine eigentümlich zweischneidige Form, wie sie besonders in den Pfahlbaukunden von Peschiera am Gardasee zutage getreten ist. Wir können sie uns am besten veranschaulichen, wenn wir uns zwei unserer Rasiermesserflingen — ohne das Heft — mit einem etwa zwei Finger breiten Zwischenraum mit den Rücken gegeneinander gelegt und sie an den beiden Enden und in der Mitte durch bronzene Zwischenglieder miteinander verbunden denken. Der Barbier saßte in die so entstehenden Zwischenräume etwa wie in einen Schlagring und schabte die Haare weg in einer Weise, die mit dem Entfernen der Borsten an einem geschlachteten Schwein wohl einige Ähnlichkeit gehabt haben mochte. Offenbar ist diese etwas komplizierte Form des Rasiermessers die Weiterbildung einer älteren, die nur eine Schneide besaß, aber noch nicht mit Sicherheit in den Grabfunden nachgewiesen werden konnte.

In der jüngeren Bronzezeit, bis in die ältere Eisenzeit hinein — ungefähr erstes vorchristliches Jahrtausend in Europa — begegnen wir vielfach einem kurzgestielten Rasiermesser mit breiter Klinge, die fischelartig gestaltet, aber nicht an der Innen-, sondern an der Außenseite der Mundung geschärft war.

Doch hat sich selbst in Kulturländern hier und da das vor-

geschichtliche Rasiermesser noch lange Zeit erhalten. So ließen sich die Spanier bis weit ins 18. Jahrhundert hinein in Mexiko mit den Obsidianmessern der einheimischen indianischen Ureinwohner rasieren. Der Obsidian ist ein äußerst harter und spröder, glasartiger Halbedelstein, der bei einem geschickt geführten Hammerschlag in lauter ungemein scharfe, messerflingenartige Stücke zerspringt; und es ist sehr wohl zu glauben, daß damit ein angenehmeres Rasieren war als mit den früheren Instrumenten, die sich noch nicht mit der heutigen Vollendung schleifen ließen. eg.

Kleines Feuilleton.

Aus dem Tierleben.

Der Lebenslauf des Flußaals. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten umgab das Leben eines unserer wichtigsten Ruffische, des Flußaals, ein geheimnisvolles Dunkel. Ueber seine Lebensweise und Fortpflanzung waren in der Wissenschaft wie unter den Fischern die merkwürdigsten Ansichten verbreitet. Da wurde behauptet, er brächte lebendige Junge zur Welt, weite Wanderungen über Land wurden ihm nachgesagt, und wie sehr die Wissenschaft in den letzten Jahren in seinen Lebenswandel hineingeleuchtet hat, es gibt noch immer Punkte, über die Unklarheit besteht.

Eine ganze Reihe Forscher und Institute haben sich in den letzten Jahren mit dem Flußaal beschäftigt und die Ergebnisse ihrer Untersuchungen setzen uns in den Stand, einen Ueberblick über den Lebenskreislauf des Flußaals zu gewinnen. In einem vor einiger Zeit erschienenen Buche hat ein Fischereifachmann, Dr. Emil Walter, die bisherigen Forschungsergebnisse zusammengestellt und ein Bild von dem Leben des Flußaals entworfen, das noch einige Lücken aufweist, aber in den Grundzügen als feststehend zu betrachten ist.

Eine große Anzahl Fischarten lebt im Meer und sucht zum Laichen die Binnengewässer auf; Der Maifisch und Lachsfang in unseren Flüssen beruht z. B. auf dieser Erscheinung. Beim Flußaal ist jetzt die umgekehrte Reihenfolge festgestellt: er entwickelt sich im Süßwasser und strebt zum Laichen dem Meere zu. Wie und an welchen Stellen das Laichgeschäft erfolgt, ist allerdings noch unbekannt, denn man hat in der See noch keine Eier des Flußaals gefunden; das kleinste Stadium des Flußaals, das man kennt, ist der junge Aal von 6 Zentimeter Länge, ein glasartiges Tierchen von der Form eines Weidenblattes. Man kennt diese Tierchen schon seit längerer Zeit; da sie aber gar keine Ähnlichkeit mit dem ausgewachsenen Aal haben, dachte man nicht daran, sie mit diesem in Verbindung zu bringen. Man hat diese sogenannten „Aal Larven“ sowohl im Mittelmeer als im Atlantik gefunden, und es ist gelungen, sie in allen Entwicklungsstadien zu fangen, von der Weidenblattform bis zum sogenannten „Glasaal“, der bereits die Form des Aales hat, aber noch vollkommen farblos ist. Im besonderen hat der dänische Forscher Schmidt die Verbreitung der Aal Larven studiert und festgestellt, daß die jüngsten Larven immer über großen Wassertiefen von mehr als 1000 Meter leben. Die späteren Verwandlungsstufen der Aal Larve findet man näher am Land, und der erwähnte Glasaal erscheint im Januar, Februar an der westeuropäischen Küste, im März im Kanal und im April und Mai an den Flußmündungen der deutschen Nordseeküste. Dieses Erscheinen der Glasaale ist den Fischern längst bekannt. Seit einigen Jahren hat man es zu Befahzwecken ausgenutzt, und der Deutsche Fischereiverein hat ein Grundstück in der Nähe von Gloucester in England angekauft, wo er die Aalbrut aus dem Severnfluß gewinnt und über Hamburg nach Deutschland einführt, um sie an Binnenfischer zu Befahzwecken abzugeben. Im Frühjahr 1909 sind z. B. von dort 2271 500 Stüd Aalbrut nach Deutschland geschafft worden. Auch an deutschen Küstenplätzen ist wiederholt Aalbrut zum Versand ins Binnenland gefangen worden.

Sobald der Glasaal in das Süßwasser der Flüsse eintritt, beginnt er sich zu färben und vor allem Nahrung aufzunehmen. Der Jungaal hat nämlich, wie festgestellt wurde, auf der Wanderung von den Laichgründen nach der Küste nichts gefressen und dadurch an Gewicht wie an Länge verloren. Der „Steigaal“, wie man den in den Flüssen aufsteigenden Aal bezeichnet, geht immer weiter in die Binnengewässer hinauf und dank der lebhaften Nahrungsaufnahme, die er in diesem Stadium seines Lebens entwickelt, wächst er schnell heran. Seine Farbe wird oben grünlich bis braunschwarz, an den Seiten weißlichgelb oder gelb, woher er auch den Namen Gelbaal führt. Hat der Gelbaal eine gewisse Größe erreicht, so geht eine äußere und innere Verwandlung mit ihm vor; übrigens bei dem männlichen Aal früher als beim weiblichen. Die Haut wird dicker und bekommt einen metallischen Glanz, der dem Fisch den Namen Blankaal eingetragen hat; die Gedärgeorgane schwellen an, die Augen vergrößern sich und die Verdauungsorgane schrumpfen ein, da für den Fisch jetzt wieder eine Hungerperiode beginnt. Wenn diese Umwandlung vollendet ist, was etwa ein Vierteljahr dauert, so wandert der Aal nach dem See zurück, auf welchem Wege er in Neusen und Hamen gefangen wird. Der Aal, der den Nachstellungen der Fischer entgeht, gelangt ins Meer und verschwindet dort, ohne daß wir von seinem weiteren Leben etwas wissen. Man muß annehmen, daß er nach Erledigung des Laichgeschäftes, über das uns noch nichts bekannt ist, zugrunde geht, wie ja auch viele andere Tiere, nachdem sie sich fortgepflanzt haben, eingehen.

Dr. O. S.